Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 245. Bromberg, den 21. Dezember 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von Karl Emil Franzos.

29. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Damit war es jedoch für heute nichts. „Nun muß ich dir auch an jenem Abschnitt, den du beinahe auswendig kannst, eine bessere Aussprache beibringen," sagte der Pater. Er selbst sprach das Deutsche freilich auch mit deutlichem oberschlesischen Akzent, aber doch ungleich reiner als Wild, dessen Tirolisch so seltsam in Senders Aussprache nachklang. „Lies!"

Sender begann seufzend. Es war hart, aber es mußte sein. Die beiden übten, daß sich ihre Gesichter rot und röter färbten und die Stimme des alten Mannes ganz heiser klang. Er stand vor Sender und schrie ihm die Worte vor, so laut er konnte. Der aber wiederholte sie in seinem Eifer mit brüllender Stimme.

Darüber hörten sie den Schlag der zweiten Stunde nicht und vergaßen, daß Fedko nun eintreten mußte.

„Noch einmal", rief der Pater. „Nicht „O Karl! Karl! wüschtest du", sondern „O Karl! Karl! wüßtest du."

„O Karl, wüschtest —" brüllte Sender, da blieb ihm der Ton in der Kehle haften, seine Augen wurden starr.

In der Tür stand Fedko, aber auch er stierte die beiden mit offenem Munde entsetzt, keiner Bewegung fähig, an.

Pater Poczobut war gleichfalls bleich geworden, doch faßte er sich zuerst.

„Komm' doch näher", sagte er zu dem Pförtner. „Beruhige dich, hier geschieht nichts Böses."

Der Alte schlug ein Kreuz ums andere, seine Lippen bewegten sich, aber er rührte sich nicht vom Platze.

„Hast du mich nicht verstanden?" fragte der Pater und trat auf ihn zu. Er sprach das „Wasserpolakisch" des Oberschlesiers, und Fedko war ein Ruthene, aber sie hatten sich doch bisher verständigen können.

Der Pförtner wich zurück. „Wohl habe ich verstanden", murmelte er endlich und schlug abermals ein Kreuz. „Nur zu gut habe ich verstanden, was hier getrieben wird! . . . Saget die Wahrheit", fuhr er fort und trat einen Schritt vor, „wer ist dieser Karl, den ihr verflucht habt?"

Die beiden mußten trotz ihrer Angst laut lachen. „Wir haben niemand verflucht", beteuerten sie einstimmig.

„Mir macht man nichts vor", sagte Fedko finster. „Der Herr Prior ist krank, habt ihr vielleicht den gemeint? Aber er heißt ja nicht Karl, sondern Chrysostomus!"

Nun legte sich Sender ins Mittel.

„So sei doch vernünftig", bat er, „daß vom Prior keine Rede war, hast du selbst gehört. Und was ich hier treibe, hab' ich dir schon einmal gesagt; ich lerne eine „Kommedia", und der Herr Pater hilft mir dabei."

Aber Fedko schüttelte den struppigen Kopf. „Gesagt hast du es mir, aber jetzt sehe ich, daß du gelogen hast. Denn warum? Die christliche „Kommedia" ist vor und nach Weihnachten, wo die Burschen mit der Krippe umherziehen, die geht dich nichts an, denn du bist Jude. Die jüdische „Kommedia" ist an eurem Fastnachtstag, da kann dir der Hochwürdige nicht helfen, denn er versteht nichts davon. Also . . ."

„Aber so laß es dir doch erklären", rief der Pater eifrig, „es gibt noch eine andere „Kommedia", die für alle ist, Christen und Juden. Nämlich —"

Aber Sender wußte eine probatere Erklärung. „Ich sehe dir an, daß du Durst hast", sagte er und griff in die Tasche.

Diesmal jedoch verfing auch dies Mittel nicht.

„Durst habe ich", sagte Fedko. „Ich bin ja gottlob nicht krank. Ein gesunder Mensch hat immer Durst. Aber ich bin ein Christ, ein Klosterdiener. Ich will nicht von einer Sache, die vielleicht gegen das Christentum geht, Vorteil haben, selbst wenn es Slibowitz ist."

„Aber ich schwöre dir —" rief Sender.

„Deinen Schwüren glaube ich nicht. Denn warum? Du weißt, daß du als Jude ohnehin in die Hölle mußt, ob ein bißchen tiefer oder nicht, kann dir schon keinen Unterschied machen. Aber wenn der Hochwürdige schwören wollte." Er schielte zaghaft nach dem Greise hin. „Zwar ein Sünder, aber er hat doch heilige Weihen."

„Gut, ich schwöre", sagte Pater Marian. Aber Fedko war nicht eher beruhigt, bis der Greis die Schwurfinger emporreckte.

Da erst atmete er erleichtert auf, blieb aber auch nun noch stehen, blickte vom einen zum anderen, dann auf die Bücher und schüttelte den Kopf.

„Merkwürdig", sagte er, „sehr merkwürdig. . . . Diese Bücher — wer liest sie? Sünder, wie der selige Ämilian und dieser Hochwürdige da und ein Jude. Den frommen Patres fällt es gar nicht ein. Also können sie doch weder gut noch heilig sein. Aber warum duldet man sie dann im Kloster? Und wenn sie gut sind, warum lesen sie die frommen Patres nicht? . . . Merkwürdig! Aber wie Gott will. . . Komm', Senderko."

Von da ab konnten die beiden ungestört arbeiten. Nur hielt Fedko streng darauf, daß kein Wort mehr gesprochen wurde, wenn er eintrat.

„Anhören will ich es nicht", sagte er. Auch machte es ihn ängstlich, daß der Prior von Tag zu Tag kränker wurde. „Ich weiß ja," sagte er, „daß der hochwürdige Chrysostomus nun sterben muß — Altersschwäche, dagegen ist kein Kraut gewachsen. Aber vielleicht schaden ihm diese Sachen doch."

* * *

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Einige Tage später — der August neigte dem Ende zu — läuteten die Glocken des Klosters dem alten Prior zu Grabe. Der Unterricht mußte unterbrochen werden; Pater Marian war zwar nur „zur Besserung" im Kloster, aber der Konvent durfte ihn nicht von der Teilnahme am Begräbnis und den Totenmessen ausschließen.

Alle Geschäfte ruhten, ganz Barnow war in diesen Tagen auf den Beinen. Erstlich gab es, da der Adel und die Geistlichkeit des ganzen Kreises zusammengeströmt waren, viel zu sehen, und ferner war die bevorstehende Neuwahl ein Ereignis, das alle Bewohner der Stadt lebhaft interessieren mußte; für die Juden war es sogar eine rechte Lebensfrage. Der meiste Baugrund gehörte dem Kloster, der alte Prior hatte den Juden um keinen Preis auch nur eine Elle Bodens verkauft; das Ghetto war überfüllt; handelte der neue Prior ebenso, so mußte ein Teil der Bewohner die Stadt verlassen. Man wußte, daß sich zwei Kandidaten gegenüberstanden, der duldsame Valerian und der finstere Marcellin; selbst Rabbi Manasse gestattete, daß in der „Schul" ein Bittgottesdienst für die Wahl des Valerian abgehalten werde. Der Raum war überfüllt, auch Sender fehlte nicht und betete sogar sehr eifrig. „Ein

Haus brauch' ich hier nicht", dachte er, „aber vielleicht hat es dann der arme Marian besser."

Als er aus der „Schul" heimging, am Hause des Vorstehers Jossef Grün vorüber, sah er vor der Tür zwei Frauen stehen, deren eine er wohl kannte. Das rotbäckige, blühende junge Weib war Taube Grün, die Schwiegertochter des Vorstehers, der Sender in der Sadagórer Schänke einst so reichen Kindersegen angedichtet, ein Knäblein hatte sie seither wirklich geboren. Die andere war noch ein Mädchen, sie trug ihr Haar, prächtiges, leichtgewelltes, hellbraunes Haar; als sie ihm nun ihr Gesicht zuwandte, fuhr er zusammen und wurde rot — das war die „Schöne, Traurige"! Mit Mühe faßte er sich so weit, um Taube unbefangen zu begrüßen; sie gab ihm den Gruß lächelnd, und wie er zu bemerken glaubte, sogar etwas spöttisch zurück. Das war wohl nur ein Irrtum gewesen, und so wagte er nach einer Weile zurückzublicken. Aber er hatte sich nicht getäuscht; nun deutete Taube lächelnd nach ihm, das Mädchen hörte mit fast finsterer Miene zu und wandte sich dann, als sein Blick sie traf, wie zürnend ab.

Betreten ging er weiter. „Ich kann mir denken, was Taube gesagt hat", dachte er. „,Das ist der Pojaz, der die vielen tollen Streiche gemacht hat.' Aber wer war die Fremde und wie war ihr Bild in Frau Rosels Strickbeutel gekommen? „Kein gutes Bild", dachte er. „Sie ist ja in Wirklichkeit noch viel schöner, auch nicht so mager, wie ich geglaubt hab'. Und dieser Wuchs — wie eine Königin.... Aber was geht's mich an!"

Dies Letzte wiederholte er sogar laut, aber es wurde dadurch nicht wahrer. Der Gedanke an das Mädchen verließ ihn nicht, weder im Laden, noch daheim. Und der beste Beweis dafür war, daß er niemand nach ihr zu fragen wagte, weder den Winkelschreiber, der als Verwandter Grüns sicherlich um den Besuch wußte, noch Frau Rosel.

Bei Einbruch der Dämmerung — Sender saß eben mit der Mutter beim Abendessen — trat der Marschallik ein. „Wißt ihr schon", erzählte er unter anderem, „heut' abend ist die Wahl. Man sagt, daß der gute Mensch, der Valerian, mehr Aussichten hat. Das wär' gut für die ganze Stadt, und besonders für mich. Wenn die Leut' erst bauen können, geht mein Geschäft doppelt so gut. Jossef Grün allein baut dann zwei neue Häuser — eins für seinen Schmule und eins für Mosche, den Jüngeren."

„Der ist ja noch ledig", sagte Sender.

„Wird's aber nicht lang mehr bleiben. Es ist zwar noch ein strenges Geheimnis, und wenn ihr jemand ein Wort davon sagt, zerstört ihr mir vielleicht das Geschäft, aber die Braut ist schon im Haus. Gestern abend ist sie gekommen. Ein schönes Mädchen, wunderschön, gute Familie, feine Mitgift, aber weil sie leider zufällig Deutsch lesen kann, will sie Jossef erst einige Zeit unter seinen Augen haben, ob sie fromm genug geblieben ist."

„Natürlich!" sagte Sender grimmig. „So ein Glück, wie den dummen Jungen, den Mosche, der kaum sechzehn ist und wie dreizehn aussieht, ist nicht bald eine wert."

„Was geht das dich an?" fragte der Marschallik. „Du bist ja ordentlich zornig geworden. Übrigens hast du recht: ein ungleiches Paar. Ich hab' sie ursprünglich für einen anderen bestimmt, der besser für sie gepaßt hätte, aber das hab' ich mir aus dem Kopf schlagen müssen; der will, scheint es, überhaupt nicht heiraten oder wartet auf die Prinzessin aus dem Mond. Du kennst ihn auch!"

Sender zwang sich zu einem Lachen, aber es klang nicht ganz unbefangen.

„Da habt Ihr recht getan", sagte er. „Der heiratet schwerlich — das heißt, nicht so bald", verbesserte er sich hastig, als er die Mutter schmerzlich zusammenzucken sah. „Aber wer ist es denn?"

„Reb Hirsch Salmenfelds Malke", sagte der Marschallik, „die Freundin meiner Jütte, aus Chorostkow."

„So — die?" sagte Sender langgedehnt. „Jütte hat ja Wunder von ihr erzählt." Dann aber blitzte der Gedanke in ihm auf: ‚Wenn er gar nicht ernstlich an mich gedacht hat, wie kommt Malkes Bild in den Strickbeutel meiner Mutter?' Laut aber sagte er: „Also die Verlobung mit Mosche ist beschlossene Sache?"

„Ich hoffe", sagte Türkischgelb. „Jossef sagt: ‚Wenn sie mir gefällt.' Aber wem würde die nicht gefallen? Eben hat er mir gesagt: ‚Ihr habt sie noch zu wenig gerühmt, Reb Itzig.' Und jetzt ist sie kaum einen Tag hier."

„Und wie gefällt sie dir?" wandte sich Sender an die Mutter.

„Ich kenn' sie ja nicht", erwiderte Frau Rosel.

„Aber ihr Bild kennst du doch."

„Ihr Bild?" Frau Rosels hageres Antlitz überzog sich mit dunkler Röte. „Woher weißt du, daß ich ihr Bild gehabt habe? Ich hab' nicht gewollt, daß du es siehst, wahrhaftig nein."

Sender kannte den Ton, das war die Wahrheit. Aber warum war sie dann gar so verlegen und blickte hilfesuchend nach dem Marschallik hin? Dahinter steckte doch was.

Er sollte es sogleich erfahren. „Wir wollen ihm die volle Wahrheit gestehen, Frau Rosel", sagte Türkischgelb. „Wie ich ihn kenne, wird's ihn nicht kränken. Vor der Rekrutierung hab' ich dich Reb Hirsch angetragen, er war einverstanden. Deine Krankheit ist dazwischen gekommen. Dann hab' ich vor einigen Wochen die Sach' wieder anspinnen wollen und deiner Mutter das Bild gebracht. Sie war ganz entzückt, das wird dich nicht wundern, du hast es ja gesehen. Nun sagt aber Reb Hirsch „nein". „Ich weiß", sagt er, „er hat einen Gewinn gemacht, auch Jütte hat gut von ihm gesprochen, aber seit ich erfahren hab', daß er Deutsch kann, will ich nichts mehr von ihm wissen." Das ist alles. Es ärgert dich doch nicht?"

„Nein", sagte Sender. Dann erhob er sich und trat ans Fenster. So konnte er nicht sehen, wie listig der Marschallik Frau Rosel zulächelte und dabei den Finger auf den Mund legte.

In dem Augenblick erklangen alle Glocken der Stadt und des Klosters; die Messe, die den Wahlakt einleitete, hatte begonnen.

Der Marschallik verabschiedete sich. „Ich muß doch hören, was drinnen vorgeht", sagte er. „Kommst du mit, Sender?"

„Später", erwiderte dieser.

„Mir scheint", sagte der Marschallik, „du bist doch gekränkt. Bedenk', jeder Mensch muß seinem Gewissen folgen, auch Reb Hirsch. Und daß du niemand sagst, wozu Malke hier ist, darauf hab' ich dein Wort — nicht wahr? Denn Jossef ist ja auch sehr fromm, und wenn er etwa doch „nein" sagt — aber ich will dir keine Hoffnungen machen."

„Hoffnungen!" rief Sender ärgerlich. „Redet keinen Unsinn. Ich denk' gar nicht an Eure Malke."

„Das glaub' ich gern", erwiderte treuherzig der Marschallik und ging überaus vergnügt von dannen.

Eine halbe Stunde später kam Sender desselben Weges. „Was so ein Chassid kann", dachte er zornig. „So lang ich nichts kann und nichts habe, bin ich ihm recht — jetzt nicht mehr. Vernünftig geht's bei uns zu — das muß man sagen! Ein so schönes, gebildetes Mädchen und dieser dumme, grüne Junge! Übrigens — für mich ist's jedenfalls so besser, denn wenn mich der Vater gewollt hätt', ich hätt' doch „nein" sagen müssen, und hier wär's mir schwer gefallen, glaub' ich."

Vor dem Gittertor des Klosterhofs stand die halbe Gemeinde und harrte in angstvoller Spannung der Entscheidung. Man vernahm nur zuweilen ein Flüstern, zu lachen wagte niemand. Umso geräuschvoller ging es drinnen im Hofe zu. Da standen, saßen und lagen die katholischen Bürger der Stadt, tranken und aßen bei Fackelschein von den guten Gaben, die ihnen die Diener des Klosters auf mächtigen Holztischen hingestellt, und johlten dazu, daß die Fenster klirrten. Wurde der Lärm zu arg, dann erhob sich Fedko, der würdige Pförtner, von dem Bänkchen neben der Tür murmelte etwas gegen die Trunkenen hin und rief dann mit Stentorstimme gegen den Haufen draußen: „Ruhe, ihr verruchten Juden! Vor einem solchen Lärm würde der Teufel Reißaus nehmen und nun gar der heilige Geist! Und der heilige Geist, ihr Lumpenhunde, ist doch bei der Wahl notwendig. Denn wie sollen die hochwürdigen Herren sonst auf den Rechten kommen?"

Da drängte hastig ein halbwüchsiger Bursche durch die Reihen der Juden. „Platz!" schrie er. „Mich schickt mein Vater."

Es war Mosche Grün. „Fedko", rief er den Pförtner an. „Ihr sollt sagen, wer gewählt ist. Aber gleich!"

„O du freche, kleine Kröte", zeterte der Alte. „Willst du es früher wissen als der heilige Geist? Zurück — oder!"

Er hob die Hand. Mosche flüchtete kreischend. Die anderen verhöhnten ihn, und am lautesten Sender.

Dann ging er weiter auf den Marktplatz. Auch hier wimmelte es von Menschen, und wer nicht auf die Straße getreten, stand doch am offenen Fenster. So Jossef Grün; er sprach mit einigen Männern auf der Straße. Im Fenster daneben stand die Fremde neben Taube und blickte ernst auf das laute Treiben nieder.

Sender trat so weit zurück, daß sie ihn nicht gewahren konnte, und starrte zu ihr empor. „Warum sollt ich's nicht tun?" dachte er. „Ein schönes Gesicht darf man doch ansehen! Und merkwürdig, jetzt so von der Seite, ist sie schöner als bei Tage. Wie diese dicke Taube, die doch sonst ein hübsches Weib ist, neben ihr aussieht! Wie eine Stopfgans neben einem Schwan! Wahrhaftig die passende Braut für den Jungen, der sich eben so ausgezeichnet hat."

Da kam dieser eben herbeigestürzt. „Vater", klagte er, „sie sagen mir's nicht. Und der Fedko hat mich schlagen wollen, und die anderen haben mich ausgelacht."

„Ein geschickter Bote bist du", zürnte Jossef und ließ den Blick über den Platz schweifen. „Ist denn kein verständiger Mensch da, der es mir so bald wie möglich meldet?"

Da trat Sender hervor. „Ich will's versuchen, Reb Jossef", sagte er und schielte dabei zum Nebenfenster empor. Er sah, wie Taube auflachte und dabei Malke neckend anstieß; die aber wurde rot und trat rasch ins Zimmer zurück.

„Brav, Sender", sagte der Vorsteher erfreut. „Du bringst es gewiß heraus."

Sender eilte zum Kloster zurück. „Was bedeutet das?" dachte er. „Sie haben s beide wieder so gemacht wie heute vormittag."

Fedko hatte eben abermals eine Mahnrede gehalten, diesmal mit merklich unsicherer Stimme.

Sender trat auf ihn zu. „Wie steht s drinnen?" fragte er.

„Senderko — du?" rief Fedko zärtlich und klammerte sich ans Gitter. Es war keine überflüssige Bewegung, denn die große Flasche, die auf dem Bänkchen stand, war bereits nahezu leer. „Noch nichts entschieden! Aber sobald ich was weiß, sag' ich's dir — dir allein — denn du bist zwar verrückt, ganz verrückt — Kommedia, hehe! — und ein Jude, aber ich hab' dich gern, Senderko, sehr gern . . ."

Sender blieb neben dem Gitter stehen. Er brauchte nur wenige Minuten zu harren. Ein dienender Bruder erschien im Hofe und rief laut: „Geht heim, die Entscheidung wird erst morgen verkündet." Unter den Juden erhoben sich Rufe der Enttäuschung; von den Zechern drinnen horchten nur wenige auf. „Frag ihn, was es gibt", bat Sender den Pförtner, und der steuerte denn auch gehorsam im Bogen auf den Frater zu und kam dann ebenso zurück.

„O die Schlauen", kicherte er. „Sie wollen nur das betrunkene Pack los sein. Sie fürchten, die Kerls lassen den Valerian sonst bis morgen früh hochleben und fordern immer mehr Met und Schnaps. Schande" — er taumelte — „Schande, sich bei solcher Gelegenheit zu betrinken. Aber wer gewählt ist, darf ich dir nicht sagen, der Bruder hat's verboten."

„Dann will ich nicht in dich dringen", lachte Sender und trat zurück. Im nächsten Augenblick umgab ihn ein Knäuel Fragender, und zwanzig Hände zugleich faßten ihn an Kaftan, Knöpfen und Ärmeln. „Was hat er gesagt? Was hat er gesagt?" Aber er schüttelte sie ab. „Ich weiß es nun", rief er. „Aber der Vorsteher muß es zuerst erfahren."

(Fortsetzung folgt.)

Christrosen.

Skizze von Mathilde Bertalot-München.

Es war am Christabend. Die Bescherung war vorüber, und die alte Dame saß Doktor Wendtland, dem einstigen Jugendgespielen, gegenüber.

„Es wäre für mich gar keine Weihnachten", sagte sie, „wenn die Kinder den Christabend nicht bei mir verlebten. Auf den Jubel meiner kleinen Enkel und die strahlenden Kinderaugen freue ich mich immer schon wochenlang."

„Ja, Sie haben es gut", sagte der Doktor. „Aber so ein alter Einspänner wie ich . . . Darum danke ich Ihnen auch herzlich, daß ich diese Stunde bei Ihnen verleben durfte, und für die Christrosen, die nun mein einsames Heim schmücken werden."

„Ich weiß, wie sehr Sie Christrosen lieben, Doktor."

„Sie erinnern mich immer an einen Weihnachtsabend. Da wurde mir ganz unverhofft durch diese schlichte, weiße Blüte eine große Weihnachtsfreude bereitet.

Ich wohnte damals in einem kleinen Dorf, das eine Wegstunde von der Stadt entfernt lag. Ich haßte die engen Wohnungen in den staubigen, lauten Straßen, den Lärm und die Unruhe der Stadt. Wenigstens meine freie Zeit wollte ich möglichst draußen verbringen. Ein Automobil brachte mich täglich in die Stadt, wo ich an dem großen Krankenhaus angestellt war. — Jeden Tag begegnete ich dem Wagen des Lindenwirts. Er war der reichste Bauer im Dorf und konnte es sich schon leisten, sein einziges Kind täglich in die Schule zu fahren. Gretel aber war nie allein. Die gesamte Jugend des kleinen Dorfes, es waren etwa acht Kinder, saß und stand im Wagen.

Es war an einem häßlichen, kühlen Regentag, da begegnete mir am Dorfausgang ein schmächtiges, etwa achtjähriges Ding. Mühsam kämpfte die Kleine, verwachsene Gestalt gegen den Wind, der über die Landstraße fegte. Es war kein Kind aus dem Dorfe. Vor ein paar Tagen war es als Kostkind zu einem Bauern gekommen. Mein Wagen hatte das Gefährt des Lindenwirts bald eingeholt. Ich ließ halten und rief den Kindern zu: „Heut seid ihr ja nicht vollzählig, Gretel."

„Der Hans und die Friedel sind krank", schallte es mir entgegen.

„Das weiß ich. Ich meinte ja die Kleine, die beim Wiesenbauer in Kost ist. Laß halten, bis die Kleine nachkommt."

„Ach die, — die bucklige Liese! Die mag laufen", sagte die Gretel und hob hochmütig den Kopf. „Ich mag sie nicht."

Schwatzend fuhren sie weiter. — Die Kleine tat mir leid, weil sie bei dem schlechten Wetter den weiten Weg allein gehen sollte. Ich hatte Kinder immer gern. Platz war noch genug in meinem Wagen. So überlegte ich nicht lange, ließ den Chauffeur wenden und fuhr zurück.

Bald saß Liese still und scheu in eine Ecke gedrückt und wagte sich nicht zu rühren. Nur ein aufleuchtender Blick dankte mir beim Abschied. Ein kleiner, verwachsener Körper und ein häßliches, sommersprossiges Gesicht mit ein Paar dunklen, traurigen Kinderaugen, das war Liese. Das verwaschene, oft geflickte, fadenscheinige Kittelchen, aus dessen viel zu kurzen Ärmeln die mageren Arme heraussahen, trug nicht dazu bei, die Kleine vorteilhafter zu machen.

Tag für Tag nahm ich nun Liese in meinem Wagen mit zur Stadt. Manch' neidischer Blick der Dorfjugend traf das kleine, bucklige Ding, denn in einem Automobil fahren zu dürfen, war doch etwas ganz anderes. Manchmal wäre mir die blonde Gretel, die immer fröhlich plauderte, wohl lieber gewesen. Aber der Blick, mit dem mich Liese ansah, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, versöhnte mich dann wieder. Es lag etwas Seltsames in diesen Kinderaugen. Heute weiß ich, daß es eine scheue, tiefe, leidenschaftliche Verehrung, ja Liebe war.

Nach und nach verlor das Kind ein wenig ihre Scheu. Sie saß nicht mehr ganz so stumm in ihrer Ecke, und beim Abschied reichte sie mir die schmale Kinderhand. Zuweilen brachte sie mir eine Blume, ein hübsch gefärbtes Blatt aus dem herbstlichen Wald oder ein seltsam gezeichnetes Schneckenhaus. Verlegen legte sie diese kleinen Gaben neben meinen Sitz und wartete schüchtern, ob ich es bemerken würde. Wenn ich sie dann lobte, die feine Schönheit des Schneckenhauses oder der Blume bewunderte, dann errötete sie voll freudigem Stolz.

So kam Weihnachten herbei, und ich hatte für Liese ein paar Zuckersachen und ein Buch gewählt, um ihr eine Freude zu machen. Sie dankte mir in ihrer stillen, scheuen Art, und ich war ein wenig enttäuscht. Ich hatte gehofft, daß sie nun endlich ein wenig aus sich herausgehen würde.

Am Christabend kam ich absichtlich spät nach Hause. An keinem andern Tag im Jahr wird uns unsere Einsamkeit mehr bewußt als zur Weihnachtszeit. In diesem Jahr würde der Abend für mich besonders einsam sein, denn der alte Amtsrichter, mit dem ich ihn sonst verlebte, war verreist. Niemand würde diesmal an mich denken.

„War niemand da?" fragte ich die Haushälterin.

„Nur ein Kind, Herr Doktor. Es hat Blumen abgegeben. Ich weiß nicht, wer es schickte, es ist gleich davongelaufen."

Als ich in mein Zimmer trat, fand ich auf meinem Schreibtisch einen Strauß Christrosen, so groß und weiß, wie ich noch keine gesehen. Wer hatte meine Lieblingsblumen erraten? Oder war es zufällig geschehen? Wer hatte mir diese unerwartete Freude gemacht? Da gewahrte ich zwischen den Blumen ein zusammengefaltetes Papier. Es war aus einem Schulheft. In steifer, ungelenker Kinderschrift stand darauf: „Ich hab Dich lieb, weil Du so gut zu mir bist, und das Buch freut mich sehr."

Die schlichte Bekenntnis der Kleinen erschütterte mich tief, und das kostbarste Geschenk hätte mich nicht so gefreut wie diese wenigen Zeilen und die Christrosen. Ich saß lange in meiner Stube und blickte auf die Blumen. Und während ich auf die leisen windverwehten Weihnachtsglocken lauschte, dachte ich an die kleine Liese und ihre scheue Liebe."

Der Hohenzollernprinz als Kapellmeister,

Tonkünstler mit dem Hermelin.

Von C. A. Bratter.

Wie dieser Tage berichtet wurde, hat ein amerikanischer Manager den Prinzen Joachim Albrecht von Preußen als Kapellmeister engagiert. Der Prinz wird eine auf drei Monate berechnete Konzertreise durch die Vereinigten Staaten machen und in diesen Konzerten u. a. eigene Kompositionen dirigieren. Der Prinz hat hauptsächlich rhapsodische Phantasien und kleinere Sinfonien komponiert.

Am 10. Juni 1908 fand in London ein in seiner Art einzig dastehendes Konzert statt: eine junge englische Künstlerin absolvierte ein Programm, das ausschließlich aus Kompositionen gekrönter Häupter zusammengesetzt war. Diesem Konzert ging eine Ankündigung mit einer kurzen Aufzählung fürstlicher Tondichter und einiger ihrer Werke voraus. Die Liste hätte sich ganz bedeutend erweitern lassen. Denn die Zahl regierender Herren, die Zeit, Lust und gelegentlich auch Begabung zu musikalischem Schaffen

hatten, ist nicht gering; man könnte mit ihren Erzeugnissen eine ganze Serie historischer Konzerte bestreiten, für einige Abende eine musikalische Siegesallee in der Berliner Philharmonie oder im Beethovensaal aufbauen.

Heinrich Heine erzählt: Als König Georg III. seinen Flötenlehrer gefragt habe, ob er — S. M. — das Instrument schon einigermaßen meistere, habe der knurrige Alte geantwortet: „Majestät! Die Flötenspieler zerfallen in drei Klassen. Die erste, das sind diejenigen, die sehr schlecht spielen, in die zweite gehören diejenigen, die schlecht spielen; die dritte, das sind die guten Spieler. Majestät haben sich schon in die zweite Klasse aufgeschwungen."

Auch die gekrönten Komponisten gehören der Mehrzahl nach in die zweite Klasse. Viele würden selbst in der vierten durchfallen. Es gibt aber auch einige erstklassige darunter. Da ist sogar einer, der beinahe auf die Klassifikation A 1 Anspruch erheben kann; das war der römisch-deutsche Kaiser Joseph der Erste, der Großvater der Maria Theresia, ein tüchtiger Cymbalist und Flötenspieler, ein passionierter Kapellmeister und hervorragender Komponist. Er dirigierte sein Reich nur sechs Jahre, von 1705 bis 1711; dann wurde er aus einem Kompositeur ein Dekompositeur, aus einem Reichsverweser ein Verweser seiner selbst. Die Geschichtsschreiber nennen ihn übereinstimmend den begabtesten Herrscher der habsburgischen Dynastie. Wäre er nicht so jung — im 33. Lebensjahre — gestorben, die Welt der Politik und der Kunst hätte Großes aus seinen Händen empfangen. Die Musik liebte er leidenschaftlich. Er vermehrte den Stand der Hofkapelle auf 107 Mitglieder und ließ an Stelle des 1699 abgebrannten Opernhauses auf dem „Reitplatz" (heute Josephsplatz) ein neues erbauen, das bis 1748 stand. Während Josephs Regierungszeit wurden in diesem Operntheater jährlich nicht weniger als zwölf bis vierzhn neue Opern und Oratorien aufgeführt. Und zwar waren es, wie die Musikchronisten berichten, durchwegs Musteraufführungen, sowohl was die gesanglichen Leistungen, als die Pracht der Ausstattung betrifft. Die Sänger und Musiker bewältigten die ihnen auferlegten mühevollen Aufgaben ohne Murren; sie waren stolz, vor dem Kaiser, vor dessen musikalischem Können sie die größte Achtung hegten, singen und spielen zu dürfen. Nur als der kaiserliche Intendanturrat v. Schrancky einmal den Versuch machte, die Künstler des Opernhauses nach einer veralteten Beamtenschablone in drei „Rangklassen" zu teilen, regte sich unter ihnen lebhafter Unwille. Warum eigentlich? Was läßt sich von einem Schrancky anderes erwarten als — Kastengeist?

War Joseph I. — der übrigens nur drei Kompositionen, eine geistliche und zwei weltliche, hinterließ — der weitaus begabteste fürstliche Tonsetzer, so war sein Vater, Kaiser Leopold der Erste, unzweifelhaft die eigenartigste Erscheinung unter den dilettierenden Musikanten der Hofburg. Leopold I., der Schöpfer des ersten Hoftheaters in Wien, komponierte gleichfalls kirchliche und weltliche Stücke, aber in größerer Zahl als sein Sohn. Leopolds Nachlaß ist von dem Musikgelehrten Professor Adler in einem starken Bande vereinigt, aber nur für die kaiserliche Familie herausgegeben worden. In der von ihm verfaßten Einleitung hebt Professor Adler hervor, daß alle Schöpfungen Kaiser Leopolds sangbar sind, und daß die Stimmen frei und ungezwungen fließen. Die von ihm veranstalteten Opernvorstellungen boten Bühnenbilder von unerhörter Pracht. Er wohnte fast jeder einzelnen bei, sofern ihn nicht die dringendsten Regierungsgeschäfte fernhielten. Dabei war sein Gehör so scharf, daß er unter den 50 Musikern seines Orchesters denjenigen herausfand, der eine falsche Note gespielt oder geblasen hatte. Ein Chronist erzählt, daß in Wien zu Lebbzeiten des Kaisers niemals eine Oper aufgeführt wurde, für die er nicht eine oder die andere Arie komponiert hätte. Die Ausstattung der Oper „Il pomo d'oro" (Der Goldapfel), die sich über hundert Jahre auf dem Repertoire hielt, kostete dem Kaiser über hunderttausend Reichstaler. Fast ebenso kostspielig war die Inszenierung der Oper „Golidoro", in der ein prachtvoller Zug reichgekleideter Kavaliere über die Bühne ging. Einmal stellte sich der Kaiser — es war dies zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt — selbst an die Spitze dieses Zuges in einem Kostüm, das an die 20000 Taler gekostet haben soll. Bei den prunkvollen Theaterfesten, die Leopold häufig veranstaltete, sangen unter seiner Leitung häufig die Erzherzöge und Erzherzoginnen als „gütig Mitwirkende". Ein vom Kaiser komponiertes Singspiel „Die Sklavin auf Samie" (übrigens ein großer Schmarrn) wurde von den Erzherzoginnen Marianne und Leonore nebst mehreren Hofdamen wiederholt aufgeführt. Von einem der Leibmusiker Leopolds, Caldava, rührt auch (vorahnend) ein „Hymnus an Ägir" her, den die Musikkenner jener Zeit sehr ungünstig beurteilten; man warf ihm Erfindungsarmut und Banalität vor. Von diesem Caldava stammt auch eine Oper „Euristeo", deren erste Aufführung zu den größten Denkwürdigkeiten gehörte; denn alle Gesangs- und Orchesterpartien wurden von höchstem Adel, die Tänze von Erzherzoginnen ausgeführt. Die Kaiserin teilte die Musikbegeisterung ihres erlauchten Gatten keineswegs. Wenn sie mit ihm in die Oper oder zu den Theaterfesten ging, nahm sie häufig einen Nährahmen mit, an dem sie so fleißig arbeitete, daß sie nur selten ein Auge auf die Bühne warf. Sie konnte nie verstehen, wie ein mächtiger Monarch derart in der Passion für die Musik aufgehen konnte, daß er sogar höchst eigenhändig eine „Ordnung für die Hofkapelle" entwarf.

Wie Josephs Vater war auch Josephs Sohn, Kaiser Karl VI., sehr musikalisch. Daß er komponiert hat, ist sicher; nur ist es bisher nicht gelungen, eine seiner Kompositionen aufzufinden. Gleich seinem genialen Vater liebte er es, Opernaufführungen zu dirigieren, und zwar nach damaliger Sitte vom Klavier aus. Nach einer Aufführung des „Euristeo" trat der Komponist dieser Oper, Caldava, auf ihn zu und sagte: „Es ist schade, daß Euer Majestät kein Virtuos geworden sind." — „Hat nichts zu sagen," entgegnete Karl lächelnd. „Steh' mich halt so besser."

Daß der alte Fritz sich auch als Komponist versucht hat, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Unserer Generation ist noch der Name des Herzogs Ernst II. von Koburg als eines Opernkomponisten großen Stils geläufig. Manche unter uns haben wohl die eine oder andere seiner fünf Opern auf der Bühne gesehen. Der „Schützenherzog" war, wie in der Politik, so auch in der Musik Romantiker. Seine „Santa Chiara" und „Diana von Solange" haben sich auf deutschen Opernbühnen mit künstlerischen Ehren behauptet. Wenig bekannt dürfte sein, daß Sultan Abdul Hamid, genannt „der Blutige", in jüngeren Jahren manches hübsche Lied, manche Klavierpiece komponiert hat. Lang', lang' ist's her! Damals war er ein Musikschwärmer, ein Verehrer und Förderer der Dichtkunst. Als er 1867 seinen Oheim Abdul Aziz nach Europa begleitete ,fiel seine frische Empfänglichkeit für alle künstlerischen Eindrücke allgemein auf. Sie wurde um so mehr bemerkt, als sie im stärksten Gegensatz zu der müden und schlaffen Haltung Abdul Aziz' stand. Selbst die großartigen Manöver, die ihm zu Ehren in Koblenz ausgeführt wurden, ließen ihn kalt, nur die nächtliche Rheinfahrt und das Brillantfeuerwerk machten einigen Eindruck auf den erschlafften Orientalen; er murmelte vor sich hin „Suis heureux". Aber sein Neffe hatte sich die Freude an guter Musik bewahrt.

Bunte Chronik

* **Monet und Daumier.** Der vor einigen Tagen im biblischen Alter von 86 Jahren gestorbene letzte große Vertreter, ja der eigentliche Schöpfer des Impressionismus, Claude Monet, dessen Bilder jetzt mit Gold aufgewogen werden und eine Zierde jeder Gemäldegalerie bilden, hat im Anfange seiner Laufbahn schwer um die Anerkennung seiner Kunst zu kämpfen gehabt. Die kühne Neuheit, die seine Bilder auszeichneten, schreckte alle Kunsthändler und Sammler ab, so daß seine Bilder unanbringlich waren und er in bitterste Not geriet. Als es ihm nach unsäglicher Mühe gelungen war, einen Kunsthändler in der Rue la Fitte zu bewegen, eines seiner Bilder in die Auslage zu nehmen, war die Wirkung überraschend. Viele Menschen lachten, viele schüttelten den Kopf, manche waren erbost über die Frechheit der modernen Künstler, solche Machwerke dem Publikum zuzumuten, und einer, ein alter temperamentvoller Mann, stürzte sogar aufgeregt in den Laden und hielt folgende Rede: „Herr, wie können Sie sich einfallen lassen, eine solche Schmiererei auszustellen! Das Bild ist ein Greuel. Gewiß, ich bin ein Freund junger Maler, ich hasse die akademische Routine, aber deshalb gebe ich doch noch nicht jedem Schmierer ohne die leiseste Spur von Talent das Recht, seinen abscheulichen Kitsch und Schund, der das Auge beleidigt, in die Auslage zu stellen. Das wollte ich und mußte ich Ihnen sagen. Und nun adieu." Und dieser alte Herr war Daumier, der größte französische Zeichner.

Lustige Rundschau

* **Dialekt.** In Darmstadt gibt eine Darmstädterin den Kindern einer dortigen Familie Schulunterricht und müht sich sehr ab, den Kindern, die einen schrecklichen Darmstädter Dialekt sprechen, Hochdeutsch beizubringen. Als der Unterricht beendet ist, bedankt sich der Vater dafür. „Ganz besonnersch hat's uns gefreut, daß Sie dene Kinner ihr schö Sproch gelasse hawe . . ."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.